

Esch und der Eber. Und ein Eber war es, so erzählt die Sage, der Bernhard von Clairvaux zu dem Bache leitete, als er schmachtend am Wege nach Etiville rastete. Und sie erzählt auch, daß eine Stimme vom Himmel ihn angewiesen habe, ein Kloster zu bauen nach dem Nisse, den der Eber am Bache mit seinen Hauern aufwühlte. Und zwischen Fort und Fels von dräuender Wildheit jagten die frommen Mönche in ihrem geträumt geträumten Kloster, beleten und tranken ihren Wein.

Heute sind keine Mönche mehr dort, doch getrunken wird wie ehedem. Aber nicht mit sinnloser Bier, sondern behaglich und langsam, wie es der Rheinländer liebt, mit dem zur Kunst gebelbten Genuß, der hier zur Pflicht wird. Denn Oberbach ist seit 1802 säkularisiert und Staatsdomäne, und alljährlich finden hier die großen, berühmten Weinproben statt, auf denen fast der ganze deutsche Weinhandel vertreten ist. Nur ein kleiner Schluß wird geprobt, aber er genügt dem Kenner. Und was sind das hier für Kenner! Ich habe es erlebt in diesen Tagen, wie der Pächter des Wiesbadener Kurhauses, Herr Kütze, bei fünfundsiebzig Proben jeden Wein genau zu bestimmen vermochte, nach Lage und Jahr. Und was für Verlesen gibt es da! Weine, von denen der einfache Erbenbürger kaum eine Ahnung hat. Weine, die süß sind und schwer wie der feurigste Sektwein, den sie aber noch übertreffen durch ihre würzige Säure. Wahre Spantafelpreise werden dafür gezahlt. Ein Stücklag (1200 Liter) 1918er Rautaler beispielsweise 96 000 Mark. Kein Wunder, daß neben den Staatsforsten die Weintröge der Weinbauern an erster Stelle stehen. Welche Werte hier in Frage kommen, das kann kaum der Fachmann schätzen, denn das hängt nicht nur von der Sonne ab, sondern von den Weinverfeinerungen, die früher in dem Refektorium abgehalten wurden, seit 1908 in einer neuen, aber dem Gärtler errichteten Halle, die 500 Personen aufnehmen kann.

Unter der liebenswürdigen Führung des Weinbauinspektors Gores in Etiville haben wir diese Mutteranstalt besichtigt, haben wir die feinsten Domänenweine geprobt in den traumlichen, weltverlorenen Winkeln des alten Klosters, über dem hohe, erste Tannen ihre Zweige breiten wie schützende Hände.

Vom Steinberg aber schaut man hinaus in das Band, Stromaus und Stromab, vom tummeligen Mainz bis zum Niederrhein, auf dem die Germania verlaufen liegt.

Auf dem Rhein, dem höchsten Strome, fahren die Schiffe wie ein, schwere Schlepplöße feuern zu Berg und zu Tal, und alle fahren — o du mein Deutschland! — die alte Schwanz-welch-rote Fahne.

Hier sind sie trotz Franzos und Dorian: Gut Deutsch!

Ein Nachruf von Selma Lagerlöf.

Jeder Leser von Selma Lagerlöfs Roman „Gösta Berling“ erinnert sich der Sammlung lebensfroher Bärlandsballaden, die die Dichterin mit warmem Herzen schilbert. Einem dieser Balladere, der jetzt im Alter von 85 Jahren aus dem Leben gegangen ist, widmet Selma Lagerlöf in der „Nya Bärlandsballaderna“ folgenden Nachruf, eine „bedächtnerne“, wie es im Schwedischen heißt: „Man möchte von Alfred Schultström sagen, daß er ein wohlgeschaffener, so wohlgeunger Mensch war, daß man seinen feinsten Augen finden wird. Er war nicht groß, hatte aber einen wohlgebildeten Körper, ein schönes Gesicht und eine hohe Körpergröße, daß man sie feinerzeit als wunderbar ansah. In allem, was er angriff, war er Meister. Er schloß niemals fest, fing stets Fische in seinem Netz, er war der beste Tänzer, der beste Spieler und schrieb den schönsten Eil. Er hatte eine Singstimme, die nicht stark genug war, sich geltend zu machen, aber man hörte von ihm nie einen falschen Ton. Er hatte eine eiserne Gesundheit, die alle Anstrengungen ertrag, und noch im späten Alter wurde es nicht, was Krankheit oder Müdigkeit war.“

Das waren frohe Tage in seiner Jugend in Destra Entero, und er hatte auch vom Glück die Gabe erhalten, in aller Erfolglosigkeit genießen zu können, was sich ihm bot. Aber das Maßvolle in seinem Wesen verleierte sich nie, und es ging vom prächtigen Geiße mit ebenso glanzhaftem Kopf, wie er gekommen war. 1875 wurde er Vorkämpfer der Reichswehrverwaltung und vertrat die Angelegenheit des Bezirks bis 1913. Er war dadurch in ein inneres Verhältnis zum Bezirk gekommen als irgendein anderer. Das Reichswehr war kein, und er liebte es. Es war seine volle

Ueberzeugung, daß es hier die beste Bevölkerung, die große Natur Schönheit, die besten Jagdgründe, den besten Boden gäbe. Er war glücklich über alles, was vorwärts ging, und hielt doch liebevoll am Alten fest. So reichhaltig war er, daß er keinen Feind hatte. Er besaß die Art, nie einen Unterschied zwischen hoch und niedrig zu machen. Seine Diensthöfen behandelte er als gleichberechtigt und entließ sie niemals. Stets ruhig und anspruchslos, bewegte er sich doch unter den Menschen wie unter guten, treuen Freunden, nie heftig, immer die Selbstherrschung zeigend, die Männer aus gutem, altem Geschlecht auszeichnet.

Der Tod kam zu ihm wie alles andere in seinem Leben, auf die rechte Art. Er schlummerte nach langem Hin- und Herdämmern schmerzfrei ein. Im Kirchspiel empfindet man es, als ob man einen guten Geist verloren habe, der Glück und Arbeitsfreude brachte, einen Schützengel, der Beträglichkeit und Frieden brachte.

Bunte Zeitung.

Branting in Kaiser Wilhelm Zeit. Von der letzten nordischen Ministerzusammenkunft in Kopenhagen berichten nordische Blätter folgende kleine Geschichte: Wenn wie die übrigen Gäste wohnte Hjalmar Branting, der sozialdemokratische schwedische Ministerpräsident, in der dänischen Hauptstadt im Schloß Amalienborg. Eines Morgens bemahm sich der diensttuende Kassa etwas eigentümlich, und es war Branting bald klar, daß er ihm eine Mitteilung über das Zeit machen wollte. Aber es war offenbar eine so bedeutungsvolle Mitteilung, daß es ihm schwer wurde, die richtigen Worte zu finden. „Ist etwas nicht in Ordnung?“ fragte schließlich Branting. „Es scheint mir doch ein ganz vorzügliches Zeit zu sein, und ich habe heute Nacht großartig geschlafen.“ Da fand der Bediente die Sprache wieder. „Das glaube ich“, erklärte er stolz. „Sehen Sie, das ist nämlich das Zeit, das immer für den Deutschen Kaiser relevant war, wenn er hier zu Besuch kam.“

Literatur.

„Moderne Welt.“ Das sechste erschiene Heft Nr. 6 der von Ludwig Fitzsch geleiteten illustrierten Monatschrift „Moderne Welt“, Wien, III. Paracelsusgasse 9, enthält eine neue Novelle von Gabriele Reuter. Beiträge von Richard Schaufal, Max Geisler, August Ruyter und Theodor Leising, eine illustrierte Schilberung der kunstgewerblichen Schätze des Hofmobiliendepots, interessante Mitteilungen über Grillparzer, mit einem unbekanntem Porträt und zwei Handzeichnungen des Dichters. Der bekannte Schaameister Dr. Tartarower charakterisiert in einer Studie die „Welt des Schachspielers“. Besonders reichhaltig ist diesmal die von Arnold Bachwitz geleitete Modebeilage „Die Kunst der Mode“ mit den neuesten Pariser Herbstmodellen. Die „Moderne Welt“ ist durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag, Wien, III. Paracelsusgasse 9 zu beziehen.

Johannes Thummeier. Krümer und Seelen. Ein deutscher Großstadtroman. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Der Roman der Großstadt mit ihren tollen Gelästen und ihrer gelassenen Gier, mit dem geheften Dasein ihrer Menschen und deren verzerrter Sehnsucht nach Wohlergehen, mit der ersten Feindseligkeit von arm und reich und dem tiefen Leid derer, die einen Ausgleich schaffen wollen, — der Roman unserer Tage, antikerisch und verzehrend, hinreichend mit grotesker Komik und dem fähigen Schwung seiner Handlung, vorbel an Liebeshehen von beiseiter Zartheit, eine schmerzliche Satire auf den Krümergeist und ein hymnisches Loblied beselter Menschlichkeit, voll von der Problematik des modernen Lebens, — ein Zeitdokument ersten Ranges, dem die Monomentalität der Gestaltung dauernden Wert verleiht.

Madame de Fontenay. Roman aus der griechischen Revolution von Jan ten Brink. Aus dem holländischen von Georg Gärtner. Leipzig, Heise & Beder Verlag.

Su beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63 Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 217 Dienstag, den 28. September 1920

Phinele.

Roman von Ludwig Hofmann.

Phinele hatte wieder den warmen Glanz in den Augen, als sie das glühende Gesicht der Freundin sah. Lieber Himmel, was für ein Kind war das doch noch! Ganz Nero und Empfindung das ganze Personchen und lieb zum Hüften in aller Wandelbarkeit und Unfertigkeit. Es lohnte schon, daß man während die Hände aber sie hielt, und Phinele gelobte sich, mit aller Fremdbetreue aber Phinele zu wachen. Im übrigen war sie mit sich und dem Erfolg dieser halben Stunde ausnehmend zufrieden.

Und Franz war vollkommen glücklich, denn heute endlich hatte er das Phinele seiner sorgsam gehegten Kindheitserinnerungen und seiner stillen Glücksräume gefunden.

„Wenn Du daran glaubst, Phinele — ja, siehst Du, ich meine fast, dann kann ich's wirklich. Es ist so eine dumme Redensart, das von der Mufe. Jeder, der etwas zusammenfist, hat irgendwas irgendeine Mufe, und alles, was sie machen, ist dann doch unecht und alltäglich und häßlich. Eine Mufe, dem' ich mir, muß ganz etwas Neues sein: etwas, zu dem man kein Dämte und von dem man alle Gnade nehmen will. Ich will Dir nicht schmeicheln, und dies ist auch gewiß keine Redensart; aber so empfind' ich's und so bist Du mir. Du weihst gar nicht, wie viel Du mit sich gehoben hast, biß, weil Du so stark in meiner Erinnerung lebst. Wenn ich den Drang habe, etwas zu werden, so war's eigentlich nur beinewegen; und ich hab' doch nicht einmal gewußt, ob Du an mich dachtest und ob ich Dich jemals wiedersehen würde. Aber jetzt — Du sohst schon, wie ich jetzt arbeiten kann!“

Er hatte sich jetzt ganz zu ihr hinübergebogen und Phinele hing wie festgebunden an seinen Augen. Sie war durchglüht von einer harten Freude, und während sie ihre Hand in die seine hob, die er innig preßte, sagte sie schludend in aufsteigender Richtung: „Du lieber, Du dummer Franz Du, Du lieber Bob!“

Und dann saßen sie sich an und lachten beide plötzlich laut und glücklich und wußten doch nicht warum.

Phinele räusperte sich verneinlich.

„Kinder, um benehmt Euch aber! Ihr seid doch nicht allein hier.“

Die Köpfe fuhren auseinander und Phinele sah sich erschrocken nach den Leuten um. „Aber dann ärgerte sie sich wieder über Phinele. Was war denn dabei, wenn sie sich über Franz und sein Schloß freute und ein bißchen nett zu ihm war? Da braucht man sich doch nicht zu genieren, na, und was die fremden Leute dachten, das ging sie schon gar nichts an. Aber das war's eben: Phinele war eiferfüchtig. Wirklich zu dumm! Aber nun wollte sie erst recht immer nett mit Franz sein, Phinele zum Trost!“

Mit der Stimmung war's nun aber doch vorbei. Ein paar Augenblicke gingen sie in verlegenen Schweben hin, bis Franz eine neue Andeutung fand.

„Da fallt mir ein, ich soll Dich ja grüßen. Von Gusti Swoboda. Du weihst doch?“

Phinele bekam einen freudigen Schreck: also Gusti hatte sie doch nicht vergessen. Aber dann fiel ihr gleich wieder ein, was die Mutter von den Swobodas zu leiden hatte, und so fühlte sie sich verpflichtet, die Freunde zu unterdrücken.

„So?“ fragte sie spitz. „Danke!“

„Es scheint, Du freust Dich gar nicht?“

„Freuen? Weshalb denn? Eigentlich haben wir uns doch nur ganz oberflächlich getannt. Und weil er Leutnant ist? Du lieber Gott, was mir schon daran liegt!“

„Das mein' ich natürlich nicht. Es ist doch aber sehr nett, daß wir drei Heimatskinder uns in Wien zusammenfinden.“

Phinele hatte sich mit gut gespürter Gleichgültigkeit zurückgelehnt und wippte leise mit dem Stuhl.

„Du weihst Du — wenn er mich grüßen läßt, dann ist das doch noch kein Zusammenfinden.“ Soviel glaubte sie sich auf Zurückhaltung schuldig zu sein, aber ihr Widerstand war nun auch erschöpft und die Neugierde brach durch. „Wie geht's ihm denn?“ Das fragte sie nur so obenhin als sei ihr an der Antwort gar nichts gelegen.

Phinele hatte sich mit gut gespürter Gleichgültigkeit zurückgelehnt und wippte leise mit dem Stuhl.

„Ja. Und es geht ihm gar nicht gut.“

Phinele verzog im Augenblick alle Zurückhaltung.

„Ein Duell? Gusti hat ein Duell gehabt? Und ist er verewundet worden? Sie ältliche ordentlich, so erregt war sie plötzlich. Ein Leutnant, der ein Duell gehabt hatte und zu ihren Bekannten gehörte — das war doch zu interessant.“

Er war verwundert — sehr schwer jagar. „Zehn Wochen ist er nun schon im Spital. Jetzt soll er endlich entlassen werden.“

Das interessierte Phinele weniger als die Ursache.

„Aber weshalb hat er sich denn geschlagen. Warum ein Duell?“ Eigentlich nahm sie ja ohne weiteres an, daß er nur wegen einer Frau sich geschlagen haben könne, und damit würde Gusti für sie schon in romantische Verklärung hinein.

Phinele amüsierte sich töstlich, während sie mit entstem Gesicht dasah. Franz war aber ganz erfüllt von der Sorge um Gusti, und er hatte für Phineles romantische Annahme gar kein Verständnis.

„Ach, wehen einer Frau!“ Das stang unerblich verächtlich. „Ach, wehen es hat da andere Sachen gegeben. Mit einem Hauptmann aus seinem Regiment. Ich erzählt Dir das schon einmal.“

Phinele war arg enttäuscht.

„Gott, ist das denn so ein großes Geheimnis, daß Du's nicht gleich sagen kannst?“

„Nein; aber hier im Lokal — es braucht's doch selber zu hören.“

„Nun ja!“ Phinele sah sich wieder mit einer halben Wendung des Kopfes um. „Es waren gewißlich viel Leute da und die Köpfe konnte man nicht wieder zusammenfinden. Dann griff sie nach ihren Sachen.“

„Es ist obenhin schon irrt und ich muß jetzt nach Hause. Wir essen praktisch um zwei, und dann muß ich da sein.“

„Bist Du mit der Straßenbahn?“

„Natürlich.“

„Darf ich Dich bis Rüdorf begleiten? Ich hab' heut Zeit.“

Phinele tat, als überlege sie erst.

„Wenn Du willst!“ sagte sie. „Dann fiel ihr ein, daß Phinele sich ärgern konnte, wenn Franz nicht in ihrer Gesellschaft blieb, und das machte ihr viel Spaß.“

Phinele begleitete die beiden bis zum Opernring. Es kam gerade ein Wagen, den sie benutzen konnten, und Phinele und Franz stiegen schnell ein.

„Auf Wiedersehen!“

Phinele blieb stehen und sah dem Wagen nach. Einen Augen-



Eda war sie wirklich in Verwirrung, mit dem naekten Wagen ebenfalls nach Aufhof hinauszuahren. Sie hatte sich vorgenommen, mit Franz über Waffel und über die Besichtigungen zu sprechen, die sie in dieser Hinsicht für Phinele begte. Wenn sie nun nachfuhr, konnte sie Franz drauhen in Aufhof treffen, sobald er sich von Phinele er abgesetzt hatte. Aber sie ließ dann doch den Wagen vorbeifahren und schlenderte langsam in der Richtung nach dem Burgtrug ab.

Man konnte ja nun einmal erst abwarten, ob das Interesse für Waffel nicht schon überwunden war. In Franz und vielleicht auch in dem interessanten Leutnant Gustl waren ihm ja nun Mitbewerber entstanden, die, so hoffe ich, schwer aus dem Felde zu schlagen war. Es konnte freilich nur gut sein, wenn Franz Bescheid wußte, und wenn die Eifersucht auf den Russen ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Aber Franz hatte ja offene Augen, und es war besser, wenn er selbst erkannte, daß Waffel kein Nebenbuhler war. In jedem Falle wurde nun mit dem Warten nicht mehr verzweifelt, und man konnte die Dinge zunächst einmal lau er lassen, wie sie laufen wollten. —

Franz und Phinele sahen sich gegenüber. Der Wagen hatte sich noch nicht in Bewegung gesetzt, als Phinele auch schon drängte: „Also nun Zugel!“

Franz berichtete nun, was er von der Vorgeschichte des Duells wußte. Er erzählte auch von den tragischen Schicksal der Frankele Hof und von der Brutalität der Sobodas, die den Grafen in den Tod getrieben und seine Hinterlassenschaft an sich gerissen hätten. Mit besonderer Wärme sprach er dann davon, daß Gustl keine von den Sobodaschen Familieneigentümlichkeiten an sich habe und daß er eigentlich gar nicht in die Familie passe. Aus jeden Wort hing die Liebe zu Gustl herans und die Sorge um sein Schicksal.

Phinele hatte anfangs mit brennender Neugierde zugehört. Als Franz dann aber auf die Thopis zu sprechen kam, überfiel sie ein tiefes Erschreden, aus dem eine heße Angst herauswich. Also das gab es wirklich, daß man durch böse Menschen aus der Heimat hinausgetrieben werden konnte und daß es bezogen seinen Schicksal gab? Graf Hof war doch ein Mann gewesen; er hatte seine Kinder gewiß sehr lieb gehabt und bis zum Versterben für sie und ihre Heimat gekämpft. Wenn er dann so verzweifelt war, dann mußte ihm auch wirklich jeder Weltweg abgeoffnet gewesen sein. Und Mutterleber war doch nur eine Frau! Allerdings, sie hatte ja nun Professor Hinrichsen zur Seite. Aber wenn es Gesetze gab, die so etwas überhaupt zuließen, dann würde der Professor wohl auch nichts ausrichten können.

Sie hörte gar nicht mehr zu. Ihre Augen weiteten sich und starrten durch Tränenscheiter über Franz hinweg. Sie sah die Heimat, das liebe Haus, den Part an der Elbe; und sah, wie Arbeiter darin herumarbeiteten und allen weißlichen Zauber und alle Schönheiten zerstörten. Die Angst sah an ihrem Herzen und sie mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht aufzuschreien.

Franz sah ihre Bewegung, aber er deutete sie falsch. Er nahm sie als Anzeichen an Gustls Schicksal und begann zu trösten: Der Gustl sei ja ein tüchtiger Mensch. Auf den könne man sich verlassen und er werde schon nicht untergehen. Erst als Phinele plötzlich ihr Tadeln an die Augen führte und ein paar Augenblicke das heftigste Gesichtchen verberg, erschrak er. Gar so schrecklich kam ihm die Sache doch nicht vor.

„Aber Phinele — was hast Du denn? Du weinst ja?“
„Weinen? Ach nein.“ Sie trönte e hastig die Augen und stopfte das Tuch schnell in die Handtasche. „Ach hab' nur an so vieles denken müssen, an so Hause und an Mutterle.“
„Du lamen die Tränen auch schon wieder.“

Nun glaubte er zu verstehen: „Phinele — Du hast Heimweh?“

Sie versuchte zu lächeln.
„Weilich. Manchmal gewiß. Das sind so Stimmungen, die überfallen einen.“

Und dann war sie froh, daß sie endlich in Aufhof war und aussteigen konnte.

Franz wollte ihr Gesellschaft leisten, bis der Zug ging, aber das letzte sie ab.

„Nein, danke — ich kann ja gleich einsteigen.“ Sie gab ihm die Hand zum Abschied. „Auf Wiedersehen. Und vielen

Dank auch. Und wenn Du den Gustl siehst — grüß ihn wieder!“

Das versprach er und gab endlich ihre Hand frei. Er blieb stehen, bis sie im Stationsgebäude verschwunden war, und dann schlenderte er langsam in der Richtung nach dem Beethowenweg davon. Er war jetzt nicht in der Stimmung, in die Stadt zurückzugehen.

Während die Bahn emporfletterte und mitten in dem Auf und Ab der aufgewühlten Gedanken und Stimmungen überfiel Phinele plötzlich ein heßer Schrei: Sie hatte, während sie mit Franz zusammen war, auch nicht ein einziges Mal an Waffel gedacht! Das kam ihr nur wie ein Treubruch vor, und sie begriff gar nicht, wie das eigentlich möglich gewesen war. Dabei schweiften ihre Gedanken aber schon wieder ab. Die Schienenköpfe, die gemächlich in genau abgemessenen Zwischenräumen aufeinander folgten, langten ihr in eluönigem Zwischenspiel eine blühende Erinnerung in die Seele:

Es reitet der Ritter im schwarzen Stahl
Hinaus in die rauschende Welt —

Bis Phinele sich mit einem Ruck gewaltsam von dem losriß. Morgen sah sie Waffel wieder, und dann, das nahm sie sich vor, wollte sie alles wieder gut machen.

VI.

Die Salesianergasse gehört zu den stillen Wiener Straßen, in denen das gute Altweib noch eine Freiheit hat. Die Häuser sind nach modernen Begriffen nüchtern und unschön; aber sie sind bequem und behaglich, und vor allem ruhig. Es wohnen da Beamte aus den Ministerien, Hofräte, pensionierte Offiziere, und die stillen Leute, die in peinlich geregeltem Tageslauf geruhig ihre Renten verzehren. Ein paar einjährigige und ein paar junge Offiziere, die sich da eingemietet haben, wickeln fast wie Eindringlinge. Aber die Gasse zwingt auch die in ihren Bann. Sie mögen sich drauhen ausleben, so viel sie wollen; in der Salesianergasse aber ist man erbar, ruhig und fügt sich mauffällig in das friedliche Gesamtbild ein.

Gustl wohnte in einem kleinen Hause, gegenüber dem Palais, in dem einst die Vespera unheilvollen Gedentens gewohnt hat. Unten, in einem engen, dunklen Laden, eine Trafik, in der die unfröhe Witwe eines Wachtmeisters die Erzeugnisse der t. u. l. Labatregie selbstet. Im ersten Stock ein Hofrat mit seiner tränklichen Frau, und im zweiten Stock die Witwe eines Majors mit einer angefahren, grämlichen Tochter. Von denen hat Gustl zwei Stuben und ein Kabinett abgemietet, und er hat sich zum Entsetzen seines Vaters und mehr noch seines Bruders in den mit schädiger Eleganz ausgestatteten Stuben noch immer recht behaglich gefühlt.

Jetzt stand der Wunsch mitten in der Wohnstube und sah sich prüfend um, ob nicht doch noch etwas übersehen sei. Seit dem frühen Morgen war er dabei die Wohnung in Ordnung zu bringen. Er ging zu dem Tisch, der fest und gepreßt zwischen drei roten, stark verschönten Blüschmöbeln stand, streifte die letzte Krähchen aus dem gehaltenen Tschden, das aber die Dürftigkeit der roten Tischdecke fortzürschen sollte und rißte die Glasvase zurecht, in der ein Asterntrauß stand. Den Strauß hatte er selbst, dankbar und aus einem starken Frohgefühl heraus, von einer Straßenhändlerin gekauft: seinem Leutnant zum Willkommen und ein wenig auch aus Freundschaft darüber, daß er nun wieder aus der Front heraus war.

Drunten fuhr ein Fiaker heran, der mit schwarzem Ruck vor dem Hause hielt. Franz Wießel sprang heraus, um dem Freund beim Aussteigen behilflich zu sein. Aber Gustl wehrte ab.

„Ach dan! Dir schön, Franzl, aber es geht schon so. Man muß doch auch wieder lernen, allein mit sich fertig zu werden.“
Dann gab er dem Fiaker die Taxe und ein Trinkgeld, das größer war, als die Taxe selbst, wofür er prompt zum Grafen befördert wurde: „Rüh' die Hand, Herr Graf! Habe die Ehre, Herr Graf!“

Gustl lächelte, und während der Wagen davon fuhr, blieb er stehen und sah an dem alten Hause hinauf. So recht wußte er selbst nicht, was er eigentlich erwartet hatte. Vielleicht nur ein bißchen Interesse, ein bißchen Freundschaft, oder vielleicht auch nur ein bißchen Neugierde. Wenn man nach zehn Epitalwachen wieder heimkam, konnte man nach einem Willkom-

men schon Verlangen haben. Aber: an den Feiern war niemand zu sehen, und alles blieb still und gleichgültig wie sonst. (Fortsetzung folgt.)

Eine Sommerfahrt am Rhein. *)

Von
Dr. Karl Neuwirth.

(Nachdruck verboten.)

Der Zusammenstoß mit dem General Wordaca hat die Gemüter diesseits und jenseits der Vogesen weit mehr erregt, als es bei der Bedeutung dieses Ereignisses nötig gewesen wäre. Die Mehrzahl der in Wiesbaden vertretenen deutschen Zeitungen waren mit ein paar Worten darüber hinweggegangen, da der Befehlshaber der zehnten Armee eine strenge Untersuchung zugelegt hatte und für uns keine Veranlassung vorlag, die Ungezogenheit eines einzelnen französischen Offiziers zu einem Weltereignis zu machen. Demgemäß hatte ich in meinem letzten Schreiben die belanglose Geschehnisse auch nur mit ein paar flüchtigen Worten mitgeteilt. Nun hat sich aber eine regelrechte Legende um den Vorfall gebildet, die deutsche und die französische Presse fast sich ausschließlich darüber verbreitet, aber neben dem tatsächlichen Vorgang laufen auch heute noch eine Menge von Märchen, und es ist nötig, noch einmal darauf zurückzukommen.

Zu Herrn Wordaca also, dem sächsischen General, der im Königlichen Schloss zu Wiesbaden prunkvoll hat hält — auf unsere Seite, versteht sich. Er hatte, wie zweifellos feststeht, seine Zustimmung dazu gegeben, daß der sächsische Balkon des Kurhauses, der sonst nur ihm und den Offizieren seines Stabes zugänglich war, gelegentlich des Feuerwerkes, das zu Ehren der Pressevertreter gegeben wurde, auch diesen angeblendet werden könnte. Er selbst befehlt sich die rechte Seite vor, für die Journalisten wurde die linke reserviert. Da sowohl an den Aufgängen als auch an der Balkontüre selbst Schilde angebracht waren mit dem Vermerk, daß der Balkon ausschließlich dem französischen Generalstab vorbehalten sei, erlaubigten sich die Pressevertreter wiederholt, ob sie auf dem rechten Wege wären. Die Diener des Kurhauses verhielten immer wieder, daß der Zutritt der Pressevertreter ausdrücklich genehmigt sei, und so lag dem keine Veranlassung vor, ein Zusammenstoßen mit dem General zu vermeiden. Trotzdem machten von dem auswärtigen Herren nur wenige von dem reservierten Plage Gebrauch, da die meisten noch abweisend waren. Als der General erschien, wurde selbstverständlich keine Notiz von ihm genommen. Das hat ihn offenbar bedroht. Ein Adjutant verschwand, und nach einigen Minuten erschien der Kurdiener, Franz und sehr verbindliche Auffassung über den Grund des Platzwechsels. Der Herr General, ein Untergehener des Kommandeurs von Mainz, hatte — offenbar in einem Anfall von Größenwahn — mit seinem Stabe allein zu sein verlangt trotz der vorher gegebenen Zustimmung. Ob die von einigen Zeitungen mitgeteilte Androhung der Verhaftung erfolgt ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Uns wurde davon jedenfalls nichts mitgeteilt. Die Pressevertreter waren aber einmütig der Ansicht, die Kurverwaltung leinerteit Verhöhnung treffe, verzichteten aber trotzdem auf einen anderen Platz und beschloßen in einer besonderen Sitzung, ihre Stellungnahme festzulegen. Einer der Anwesenden war nun von einem ihm seit Jahren bekannten Adjutanten des Kommandanten von Mainz zu einer Unterredung mit General Degoutte gebeten worden. Er teilte sofort den Vorfall mit und bebauerte, daß er unter diesen Umständen von der Unterredung absehen müsse. Daraufhin traf ein sehr ausführliches expresse Schreiben ein, das in höflicher Form um Entschuldigung bat und eine energische Untersuchung in Aussicht stellte. General Degoutte wäre um so entzückter, als General Wordaca Umwehung gehabt hätte, den deutschen Pressevertretern mit der größten Liebenswürdigkeit entgegenzukommen. Als Nachschrift war angefügt, daß die Untersuchung bereits eingeleitet wäre.

Daraufhin erklärten wir denn, daß wir keine Veranlassung hätten, die Sache weiter zu verfolgen, da es sich offenbar um die persönliche Ungezogenheit einer ein-

*) Vergleiche Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“ vom 31. August, 1. 8. und 14. September.

zelnen, dazu nachgeordneten Stelle handele. Damit war die Sache für uns erledigt.

Das Fahren im Kraftwagen hat zwei Seiten. Eine schöne: das ist die, wenn man im bequemen Polster sitzt und mühelos durch die herrlichste Landschaft fährt. Daß die Jugend in den schönsten Ecken „Schleier“ hinterher ruff, wenn die Schönheit nicht zu mindern. Die zweite Seite ist garstig: das ist die, wenn man nicht fährt und den Staub und den faden Dunst atmen muß, der die schöne Gattelschaft verpeht. Mit haben, denn ich mein Geschick, in diesen Tagen nur die schöne Seite kennen gelernt und in Stunden soviel wieder gesehen und neu gesehen, als ein Wanderer nicht in ebenfoligen Tagen bewältigen und genießen kann. Dabei sind diese Fahrten, die von der Kurverwaltung veranstaltet werden, ganz erstaunlich billig, kaum teurer als die Eisenbahn. Und wieviel nehmen die großen, schönen Wagen, die 24 Personen fassen, jede Eskizung. Mit schmerzhaftem Bewußtsein denkt man an die deutschen Kraftwagen, die drüben in Mainz stehen, von einer allzu schwachen Regierung mit anglischem Eier ausgeliefert. Die Herren sollten einmal sehen, wie die Wagen zugerichtet sind. Auf der Wallstraße stehen sie, aber die der Kaiser mit seinem glänzenden Gefolge Jahr um Jahr nach Mainz hineingezogen, wenn er die große Truppenschau auf dem Sande abgehalten hatte.

Nun sehen die Kraftwagen da: zerlegt, zusammengeschoben, aus allen Ecken. Wind und Regen treiben ihr Schicksal damit. Hunderte sind es, die da stehen. Trümmer einer verblühten Herrlichkeit, aber doch auch, wenn man's nur hüben kann, bereite Augen von der Stärke und dem Cyperstein eines Hofes. Noch leuchten die Wäde mit entfalteten Schirmen auf den verbeulten Schlägen. Hierher sehen sich die Franzosen um die Widnisse des Kaisers und der Bundesfürsten. In Wiesbaden, dicht beim Kochbrunnen, hat ein Anstaltsartenhändler im letzten Jahre 40 000 Mark eingenommen für Kartensbilder deutscher Kaiser. Während es der Kaiser, ein Wiesbadener Kollege, erzählt, fliegt der Wagen durch den Taunus.

Das ist das Schöne und Herrliche von Wiesbaden, daß es mitten in dem wundervollsten Etid Welt liegt, das es in Deutschland gibt; daß es den Rhein fast an seinen Mauern, die unendlichen Wälder vor seinen Toren hat. Mandeln gibt es hier und edle Aprikosen, Wein in unerhöflicher Fülle, und überall ist ein Spritzen und Wäßen ohne Ende. Wenn an der Wasserleiste noch alles grau ist und winterlich, dann blühen dort schon die Tulpenbäume, die Magnolien, mit großen, weißen Bechern, gleich zärtlich geforneten, himmlischen Kelchen, und denn hier schon raube Sonne herblich blauen, dann glüht dort noch eine bessere Sonne golden über den Nebel. Dann ist in Wiesbaden die große „Herbstsaison“. Es ist ein gottbegnadetes Etid Erde.

Kennt ihr die Sage von Antänus, dem Niesen, der neue Kraft geborn an der Brust seiner Mutter, der heimlichen Erde? — Ein seltsamer Junge liegt in dieser Sage, ein tiefes Gefühl für die Wahrheit des Lebens. Wie geht man frischer, froher, freier auf den Wegen der Kindheit, um jeder Baum und jeder Strauch uns bekannt ist, wo jeder Wildstod und jedes mochte Kreuz am Wege in einer besonderen, nur uns allein verständlichen, fierenlichen Sprache spricht, von Dingen, die nichts anderes waren als kleine, winzige Geschehnisse. . . und in dem voll kind von Luft und schwerer Erde, wie die alten, laublosen Reime, die hier himmelan wachsen, die hier in edel geschliffenen Wäßen gläßen wie flüssig geborene Sonne.

Man duacht kein frommer Mann zu sein, um hier anständig zu werden, um sich in Demut zu neigen vor den geistlichen Herren des Klosters Eberbach, die hier vor tausend Jahren schon einen Wein bauten, wie fast keiner im Lande war. Sorgsam umgogen sie mit einer mannes hohen, gebeten Mauer den Steinberg, des Rheingaus beste Lage, in schwerer, kraftvoller Arbeit, damit die Bergwinde abgehalten würden und den zarten Neben seinen Schaden täten. Damit das Feuer der Neben um so heßer geheißel damit sie die Gint der Sonne hätten, gebannt auf wädhigen Häusern, in der Ginde des Bergbauers. Schwer war das Werk für die zehn Wäßen, die auf ihrer Wäde Wehch die Wäßen trabeten. Ginster und Schöbe vertreiben, Waldhohler und Brombeeren; die harten Felten brachen und warde Wäße schlugen, daß sie aufschrien unter dem unerfährigen Peil und donnernd zusammenstürzten. Urwald war hier und Sump, Heide und Oedenfärdet. War das Wäde fand hier einen Weg, der Aurochs, der

